

Wie ich zum Noten-Skeptiker wurde

Lange war für mich klar: Prüfungsnoten gehören zu einer leistungsorientierten Schule. Sie sind schlüssig und leicht verständlich. Sie ermöglichen es, Leistungen miteinander zu vergleichen. Und sie bereiten auf weiterführende Schulen vor, an denen Noten ohnehin üblich sind.

Niemand gibt gern zu, seine Meinung geändert zu haben. Denn ein solcher Vorgang bedeutet letztlich das Eingeständnis, einem Irrtum erlegen zu sein. Nun, meine Kinder gehen in zwei verschiedene Schulen. Eine kennt Prüfungsnoten, die andere nicht; beides sind öffentliche Schulen. Diese Erfahrungen führten zu einem Sinneswandel.

Zurzeit wird in mehreren Kantonen über Sinn und Unsinn von Prüfungsnoten gestritten. In Luzern werden sie abgeschafft, im Aargau wird im Gegenteil über eine Notenpflicht diskutiert. Stets geht es um die Primarschule. In den Debatten werden Noten oft gleichgesetzt mit Leistung. Dabei hat das eine wenig mit dem

anderen zu tun. Starke und schwache Leistungen werden an beiden Schulen erbracht, in die meine Kinder gehen. Leistungen werden auch an beiden Orten bewertet – nur eben einmal mit Zahlen und einmal mit Worten.

Die Zahlen 1 bis 6 auf dem Prüfungsblatt haben eine enorme Kraft, weil sie Exaktheit, Objektivität und Vergleichbarkeit vorspiegeln, die es – ausser vielleicht im Fach Mathematik – nicht gibt. Lehrer setzen Notenmassstäbe teilweise willkürlich fest, der Klassenschnitt muss «stimmen», einige haben Philosophien wie «bei mir ist eine Sechs gar nicht möglich». Wer in einer starken Klasse ist, bekommt mit derselben Leistung eine schlechtere Note, als wenn es ihn in eine schlechtere Klasse verschlagen hätte.

Diese Erkenntnisse sind nicht neu, aber das Problem hat sich für die Smartphone-Generation verschärft. Im digitalen Zeitalter sind Bewertungen und Ratings allgegenwärtig. Sie dienen als Grundlage für Kauf- und andere Entscheide. Schulnoten

bekommen in diesem Umfeld eine Bedeutung, die sie früher nicht hatten. Kinder kriegen ein «Rating».

Über Noten wird heute öfter gesprochen als früher, unter den Kindern in der Klasse, vielfach auch am Familientisch. Wer in die Sek A, in die Bezirksschule beziehungsweise ins Langzeitgymi will, braucht einen bestimmten Notenschnitt. Schon sehr lange vor dem Übertrittsentscheid

«An Schulen ohne Noten fehlt die müssige Omnipräsenz der Zahlen 1 bis 6. Das setzt Energie frei.»

wird gerechnet und verglichen: Würde es reichen? Wie viel fehlt? Wo stehen die anderen?

Gegen diese Notenfixierung wäre nichts einzuwenden, würde sie zuverlässig die Leistungen steigern. Aber was fördert die Leistung? Das originäre Interesse an den Fächern, die Freude an der Materie, die Neugier – und natürlich gute Lehrerinnen und Lehrer. Bei einigen Kindern kann die Aussicht auf eine gute Note sicher positive Lernanreize setzen. Doch es kommt auch vor, dass die Note zum Selbstzweck wird. Dann geht es nicht mehr darum, etwas zu wissen und zu verstehen, sondern darum, das niederzuschreiben, was der Note hilft.

An der Schule ohne Noten fehlt die müssige Omnipräsenz der Ziffern 1 bis 6. Das setzt Energie frei. Energie, die für Wesentlicheres verwendet wird. Es geht mehr um die Sache, und das Klima ist entspannter. Verbale Bewertungen von Leistungen wirken liebevoll und differenziert: Es sind qualitative Rückmeldungen. Hinzu

kommt: Schwächere Schüler gehen ohne Noten-Stempel nicht als Verlierertypen durch die Gänge, und starke Schüler müssen sich nicht als Streber runtermachen lassen.

Lernt man an der Schule mit oder ohne Noten mehr? Die eigenen Alltagserfahrungen zeigen: Man lernt wohl gleich viel – aber man lernt lieber an Schulen mit qualitativen Rückmeldungen. Sie sind motivierender. Kinder aus der notenfremen Schule haben an der Oberstufe, wo es dann Noten gibt, keine Nachteile. Die Politik sollte sich entspannen: Wenn die Noten aus der Schule verschwinden, geht das Abendland nicht unter. Finnland, wo es erst auf späteren Stufen Noten gibt, schneidet beim Pisa-Test regelmässig gut ab.



Patrik Müller
patrik.mueller@chmedia.ch